

Nina Frey

2. Platz – Prosa Erwachsene

Steine auf dem Grab

«Besuch uns auf der Insel», ruft sie mir noch zu, «trag Sorge zu dir, es ist eine schwierige Zeit, wir sehen uns, wenn alles vorbei ist. Wir lieben dich», dann sind sie beide weg. Ich bleibe stehen und höre meinem Herzschlag zu. Sagt sie noch «weine nicht», oder träume ich das? Diese ganze Szene ist von Nebel umschleiert, grad so, als wäre ich dösend. Der Schmerz aber trifft mich ganz real und mit unglaublicher Kraft. Sie beide sind ruhig, winken zum Abschied.

Seit dann habe ich sie nicht mehr gesehen. Das ist nun schon einige Monate her. Das Leben geht weiter, es nimmt seinen Lauf und es geht mir gut damit. Ich habe mir ein Leben ohne sie eingerichtet. Ich kann mir gut neue Leben einrichten und so tun, als wäre ich dort schon lange zu Hause. Manchmal frage ich mich: Wieviel Abschied verträgt ein Mensch?

Die Einsamkeit schlägt Wurzeln in mir und ich werde ganz vertraut mit ihr. Auf meinem Morgenspaziergang sehe ich Felder mit aufgeworfener Erde. Das riecht eher nach einem Anfang, als nach einem Abschied. Die Erde neben den ausgehobenen Gräbern meiner Eltern kommt mir in den Sinn. Das war, bevor sie auf die Insel reisten. Die offenen Gräber waren bereitet für ein Danach. Ich denke oft an das Zuvor.

Ich war nie auf der Insel. Ich glaube, es geht ihnen gut dort. Ich höre nicht viel von ihnen. Manchmal flattert auf irgendeinem Kanal eine kurze Message herein. Sie sind sehr weit weg und ich freue mich über jede Mitteilung, die ich von ihnen erhalte. Sie können meinen grossen Kummer stets mit kleiner Geste wegwischen. Das ist grossartig. Je länger sie weg sind, desto konkreter werden die schönen Erinnerungen. So zum Beispiel die Spaziergänge mit ihm zum jüdischen Friedhof. Das gehörte damals zu unserem Sonntagsritual. Auf dem Friedhof angelangt, legte ich Steine auf die Gräber, als Zeichen unseres Besuches und als Zeichen des Gedenkens. Er setzte sich stets unter die grosse Eiche, auf die Steinbank, und ich durchforstete den alten Teil des Friedhofes mit all seinen jahrhundertealten Gräbern, die schief wie die Zähne eines betagten Riesen im hohen Gras standen, und tat so, als läse ich mit ernster Miene die Grabinschriften. Es war ein herrliches Spiel und das Gute war, ich hatte ihn für mich alleine und ich machte all den Verstorbenen, deren Grab ich mit Steinen belegte, eine Freude. Er sass einfach da und wartete, bis ich alle Schriften gelesen, alle Steine gelegt und all die Wege durchstreunt hatte. Und während wir uns dort mit der Vergänglichkeit beschäftigten, spürten wir das Ewige in uns wachsen. Das ist Trost. Bis heute. Damals war ich ein Kind. Ich verbinde diese Spaziergänge immer mit dem Bild des Frühlings. Es fühlt sich wie ein Anfang an, obwohl wir uns auf dem Friedhof befanden. Das Bild des Anfangs setzt wohl auch einen Abschied voraus.

Die Tage, bevor sie auf die Insel reisen, sind gefüllt mit Geschäftigkeit und wenig Worten. Ich helfe ihnen, denn es gibt viel zu erledigen. Ich denke an das Spiel «Was packe ich in meinen Koffer», aber die Leichtigkeit des Verspielten will sich nicht recht einstellen. Ich denke viel an früher und krame im Schatzkästchen der Erinnerungen. Sie liebte Bach und die Beatles. Also lass ich beim Packen die Goldbergvariationen und das blaue Album über meine Bigjambox laufen. Sie sagt: «Was machst du bloss ohne mich? Es macht mich traurig, dass du traurig sein wirst.» Ich wiegle ab, schlucke die Tränen und sage, dass sie dann ja nicht ganz fort sei und es sicher eine Möglichkeit der Kontaktaufnahme geben wird. Sie lässt sich etwas beruhigen, aber in meinen Zellen nimmt die stille Revolution des Abschieds ihren Lauf. Es gibt viele Geheimnisse, vieles, was ich nicht ansprechen darf, und dennoch bin ich bemüht um grösstmögliche Offenheit. Ich bin auch bemüht um grösstmögliche Leichtigkeit. Sie sollen sich beide gut fühlen, so dass sie so frei wie möglich auf die Insel reisen können. Manche Worte können so viel meinen und bleiben lieber ungesagt. Ich formuliere in Gedanken, was ich ihnen noch alles mitgeben möchte, und merke gleichzeitig, wie gut es ist, gewisse Dinge nicht auszusprechen. Nach ihrer Abreise lande ich hart und muss meine Kräfte gut bündeln, denn es gibt viel zu tun. Sie hinterlassen beide eine Wohnung und viel Bürokratie. Ich lasse die Wohnungen räumen, nachdem ich alles, was im Besitz der Familie bleiben soll, mitgenommen und verteilt habe. Ich habe mir die Kristallgläser und das Silberbesteck geschnappt. Während des Reinigens des komplett eingeschwärzten Silbers denke ich an die vielen feinen Essen, die ich bei ihnen und mit ihnen geniessen durfte, an Familienzusammenkünften aller Art. Beide waren sie immer Feinschmecker, gut abgeschmeckte Sösschen, ein feines Stück Fleisch, Butternüdeli und ein gediegener Tropfen dazu, zum Schluss Kaffee und Schnaps, vielleicht etwas Süsses dazu, alles aus einem Guss.

Ob sie auf der Insel auch kochen müssen? Ich denke nicht. Auf der Insel ist alles anders. Im Rückblick versuche ich, die schönen Dinge grösser zu sehen als die hässlichen. «Lass sie beide los», denke ich, «sie sind nicht mehr in dieser Gerichtsbarkeit hier.» Das gelingt mir gut. Während ich die Wohnungen räume, tropft die Wahrheit langsam in meine Gedanken: Sie werden beide nicht wiederkommen.

Mittlerweile ist alles Erinnerung und ich erlebe diese Erinnerungen in riesigen inneren Resonanzhallen, die ich mit Worten füllen möchte. So wird ihr Klang gefasster und der Nachhall kleiner.

Ich sehe sie beide in alten Fotoalben, wie sie noch jung sind und der Schmelz der Jugend in ihren Augen liegt wie ein kleines Versprechen. Schöne, pastellige Frühlingsgedanken schleichen sich in meinen Kopf: Sie haben sich einmal geliebt. Ich habe immer wieder Appetit auf Wahrheit und finde viel Passendes dazu auf diesen alten Bildern. Wie war ihr Leben, bevor ich kam? Wie war das Leben damals, als sie sich kennenlernten?

Er mit nach hinten gekämmtem, schwarzem Haar, eine Zigarette im Mundwinkel, die eine Augenbraue fragend nach oben gezogen, weite Hose, Baumwollhemd, eine Mischung aus markanter Männlichkeit und fast

kindlichem Charme; sie mit Kurzhaarfrisur, knabenhaft schmal, schmunzelnd, mit Zigarette in der Hand, in Caprihose und schlichter Baumwollbluse, bis oben zugeknöpft, lächelnd; beide umwerfend attraktiv und irgendwie rebellisch. Das war vor meiner Zeit, als aus ihnen beiden ein «wir» wurde. Ein «wir», das nicht lange hielt. Und doch sind sie vor ein paar Monaten gleichzeitig abgereist. Das Leben zeigt sich oft anders, als wir es planen.

Das trübe Wetter lässt das Braun der ausgehobenen Erde um die Gräber fahl erscheinen.

Wir sind zusammengekommen, um ihnen adieu zu sagen. Wir sind alle ganz still, es gibt kein Ritual, jeder von uns gestaltet seine eigene innere Zeremonie. Sie haben das so gewollt. Manchmal, wenn ich besonders müde bin, setzt sich eine kleine Frage in meinen Hinterkopf: Vielleicht sind wir diejenigen, die auf der Insel leben? Wenn wir uns eines Tages alle wiedersehen, wird sich diese Frage klären. Und weil meine Hoffnung schon immer grosse Flügel hatte, bleib ich kleben am Wunsch des Wiedersehens.

Nun zeigt sich die Sonne doch noch, das Braun der ausgehobenen Erde wird kräftiger und das Licht fließt zaghaft durch meine Augen und kleidet mich zart von innen aus.